

Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 28

Leipzig, am 23. Christmont (Dezember)

1928

Jenny macht Karriere

Von Hans Bachwitz.

2)

Die geschiedene Frau aber wünschte Jenny Glück und erinnerte sich schwermütig daran, daß sie ihre Hochzeitsreise nach Garmisch gemacht hatte. Das ergrimmte sie dergestalt, daß sie furiös aus dem Zimmer eilte, um ihrem Rechtsanwalt zum 99. Male auseinanderzusetzen, was ihr Ehemann für ein Weibsfleher in ihrer Existenz gewesen sei.

Die Diktionslehrerin aber zündete eine neue Zigarette zwischen gelblichen Fingern an und bemerkte tiefinnig mit den glasigen Augen eines Menschen, der, während er spricht, an ganz etwas anderes denkt: „Um — ein neues Ziel! Aber jedes neue Ziel ist ja doch nur eine Etappe auf dem Wege zum nächsten!“ Was weder Frau Wächler, noch Jenny, noch schließlich auch die Lehrerin selbst völlig verstand.

Nur, damit uns von schönen Leserinnen nicht der aus den Haaren gefogene Borkwurf gemacht werde, wir lassen Wichtiges weg, sei berichtet, daß Mutter und Tochter einen erklecklichen Teil der Nacht damit verbrachten, Jennys Garderobe autofsäßig herzurichten. Die Nähmaschine klapperte unablässig, und wenn nicht die scheidungsflüsternde Dame mit dem Brief an ihren Anwalt und die Lehrerin mit dem Problem vom Dualismus des Empfindens bei gleichzeitigem Monismus des Gefühls beschäftigt gewesen wäre, so hätte es anderen Tages wohl Beschwerden über gestörte Nachtruhen geben können.

Gegen vier Uhr morgens aber verfügte Jenny über einen Autodreß, dessen sich keine Dame hätte zu schämen brauchen. „Wie im Auto jeborn!“ stellte die glückliche Mutter fest, ohne sich der Unmöglichkeit dieses Wiegenfestes bewußt zu werden. Und Jenny selbst drehte sich in den graziösesten Bewegungen vor dem kleinen Spiegel, sie „schritt“ mit der Elastizität einer Sportslady in dem drabfarbenen Mantel, dessen Stoff sie einmal im Warenhause vom „billigen Tisch“ weit unterm Preise gekauft hatte, weil die Kante ein wenig verschossen war. Eine runde Kappe mit Nacken- und Ohrenschild vom gleichen Stoff umrahmte ihr süßes Jungmädchensgesicht mit der koketten, ein ganz klein wenig nach oben gestülpten Nase und den roten, zieren Rippen. Unterem Stirnrand lugte ein Büschchen ihres braunen Haares hervor, wie ein amüsanter Wimpel. O gewiß, Jenny fand sich über alle Maßen elegant und stilvoll, und es würde bestimmt Leute genug geben, die in ihr die Eigentümerin des Automobils vermuten würden. Wenn sie noch ihre kühle Miene mit hochmütig halbgeöffneten Augenlidern aufzog (wie sie es von Frau Kommerzienrat Guggel gelernt hatte, die eine geborene italienische Marchesa sein sollte), würde kaum einer auf den Gedanken verfallen, daß der ganze Prunk weniger als zehn Mark gekostet hatte. Es kam eben niemals auf den Preis an, sondern auf den Wert — bitte sehr!

Wie nicht anders zu erwarten, tat weder Mutter noch Tochter in dem noch übrig bleibenden Teil der Nacht das bekannte Auge zu. Die unruhige Halbschlummer der Frau verw. Wächler wurde überdies noch durch schreckliche Traumirablen gestört. Sie sah nicht nur Automobilunfälle in Ausmaßen, gegen die ein japanisches Erdbeben ein Kinderfest war, sie sah ihre Tochter in düsteren Wäldern von Räubern umstellt, die — fürchterlich! — mehr von ihr verlangten, als Geld oder Leben, während das Auto schrecklich zertrümmert, im Gestrüpp lag. Wetterschläge, vom eisigen Strichregen bis zum wütenden Taifun wechselten mit Sonnenbränden und Uberschneemungen, und es ist nicht anzunehmen, daß seinerzeit Slatin Bascha auf seiner abenteuerlichen Flucht vor dem Mahdi einen Bruchteil dessen durchgemacht haben konnte, was in der Traumphantasie einer Mutter das einzelne Kind bedrohen mußte. Das

zum ersten Male von Berlin nach Garmisch in einem Auto fahren sollte, das, ohne mit der Wimper zu zucken, 1130 Kilometer in der Stunde „machte“.

Kurz vor 6 Uhr begann das Abschiednehmen. Jenny, die Gedanken schon in blauen Fernen, hatte zu tun, die überreichlichen Tränen der Mutter von dem neuen Autountel fernzuhalten. Die Lehrerin reichte ihr stumm die Hand und machte ein Gesicht, als ob Jenny, gleich der heiligen Johanna, den Scheiterhaufen besteigen wolle, und was die scheidungsunlustige Dame anlangt, so sorgte sie nicht mit Ratschlägen, die darin gipfelten, Jenny möge sich vor nichts so hüten, wie vor den Männern. Am meisten aber vor denjenigen, die heiraten möchten. Und zum Beweis, wohin das führen muß, hob sie ihren Zeigefinger in die Höhe, der infolge der durchschriebenen Nacht tintenbefleckt war. „Ja, Männer“, lachte Jenny. „Ach, bin ja Gott sei Dank auf so etwas nicht verriickt!“ Dann nahm sie das Stullenpaket in Empfang, das Frau Wächler ihr gerüstet hatte und eilte die Treppe hinunter.

Ah — dieser Morgen! Jenny war eine Frühaußsteherin, und selten verließ sie die Wohnung später als um 7 Uhr, weil sie um 8 bei Görlitzer und Doppelmann zu sein hatte. Aber was waren jene verhetzten, mißlaunigen, von der Tageslast schon bedrückten Morgen gegen eine lachende, strahlende Juni-frühe, die die Seele förmlich auf Schwingen nimmt und hinter einem Horizont von fleckenloser blauer Seide die Erfüllung von Träumen ahnen läßt, an die vordem nur zu denken Vermeßtheit war.

Um so pünktlich wie möglich zu sein, nahm Jenny die Straßenbahn bis zur nächsten Untergrundstation. Aber fast hätte dieser Entschluß sie gereut. Wahrhaftig, die Straßenbahn war überlebt. Vorzeit. Mittelalter. Allenfalls bis in die Wiedermeierepoche möglich. Aber für ein junges Mädchen in festem Autodreß, das sehr bald mit 80 Pferdekraften durch das Land laufen würde, bedeutete das Schnecken tempo der Schienen-rutsche eine ernsthafte Stimmungsgesfahr. Sie runzelte die Brauen, als sie dem Schaffner das Jahrgeld gab und klopfte ungeduldig mit der Fußspitze auf den Holzrost.

„Sie wollen wohl zum Zuge, gnädiges Fräulein?“ fragte der Schaffner, und es fiel auf, daß er über eine sanfte, gewinnende Stimme verfügte, der offenbar noch kein Alkohol geschadet hatte.

Jenny wollte von einem Eisberg von Verachtung herab die Verdächtigung ablehnen, als sei der Bahnhof ihr Ziel. Aber ein Blick auf den Schaffner, der erst jetzt in ihre Vorstellungswelt eintrat, ließ sie erstarren. Sonderbare Leute antieren jetzt auf der Straßenbahn. Man wundert sich nicht, einen vier-schrötigen Mann mit kloßigem Schädel zu sehen, Wachtmeister-schnurrbart im braunen Gesicht, automatisch Dienst tuend und nicht übermäßig erfreut darüber. Aber was soll man sagen, wenn einen ein schwächliches, blaßes Kerlchen unter dem brüchigen Schirm der viel zu großen, glücklicherweise durch die Ohren gestülpten Mütze durch zwei scharfe Brillengläser ein wenig melancholisch ansieht? Ein junger Mensch mit einene alten Mund, dessen bartlose Lippen viel von Leid, Enttäuschung und Kummer erzählen. In einem strahlend leuchtenden Juni-morgen. Und bedeutend freundlicher, als sich eigentlich für eine junge Dame in Autodreß ziemt, entgegnete Jenny, nein, sie wolle nicht zum Zuge, sie wolle vielmehr mit einem Auto

„Das muß schön sein!“ entgegnete der Schaffner und, unter dem faltigen Rock senkte er. „Darf ich das gnädige Fräulein fragen, wohin die Reise gehen soll?“

„Zunächst nach Garmisch!“ jubelte Jenny, aber gleich darauf schämte sie sich. Wieviel Bitterkeit mußte der Schaffner empfinden, daß es Menschen gab, die im Auto nach Garmisch fahren, während er acht lange Stunden auf seiner schlingern-den Bahn hin- und herradelte und Haltestellen ausrief. Und außerdem — was konnte dieser Schaffner mehr von Garmisch wissen, als daß er diese Haltestelle niemals erreichen würde?

„Schön! Sehr schön!“ lobte er. „Garmisch! Oberbayern! Großartige Gebirgslandschaft: Loifachtal! Glänzender Badesort. Aber auch voll historischer Denkmäler. Hauptort der ehemaligen Grafschaft Werdenfels, die 1803 an Bayern kam. Elbsee, Rißersee, das Rainzenbad, und ganz besonders möchte ich empfehlen —“ er riß an der Klingelschnur und rief: „Danziger Straßel!“ Der Wagen hielt, drei Arbeiter stiegen ab, eine alte Frau mit einem großen Packen wollte aufsteigen. Der Schaffner half ihr, indem er den Packen nahm, dann riß er wieder an der Klingelschnur, und der Wagen zuckelte weiter. Jenny aber hatte vergessen, den Mund zu schließen.

Das war ja ein beinahe erschreckender Schaffner, der jetzt im Wagen der alten Frau die Fahrkarte verkaufte und einen zerfetzten Zweimarkschein wechselte. Es war doch wohl nicht anzunehmen, daß die Berliner Straßenbahn neuerdings nur Schaffner mit akademischer Vorbildung einstellte. Hinter diesem Schaffner lauerte ein Geheimnis, und in Jenny erwachte die Phantasie der eifrigen Romanleserin.

„Sie waren wohl schon mal da? In Garmisch!“ fragte sie den Schaffner, der eben zurückkam und den Zweimarkschein glättete.

„Wie sollte ich?“ lächelte der ein bißchen wehmützig.

„Ja — — woher wissen Sie denn aber — —?“

„Gott — — nur so aus Büchern!“ Und er stellte sich an seinen Dienstplatz und sah hinaus auf die mächtigen Häuser, deren Fenster und Läden geöffnet wurden. Auf der Straße, durch die das Leben von Berlin zu toben begann mit seinem Lärm, seinen Schreien, seinen Wünschen, Hoffnungen und Gefahren — — das Leben einer Stadt von mehr als vier Millionen Menschen und — — ach! — — so wenig Seelen. Jenny ärgerte sich ein bißchen über die brüste Art, mit der der Schaffner das Gespräch offenbar zu beenden wünschte, indem er ihr — — wie unhöflich — — fast den Rücken kehrte. Nein! Er war wohl kein gebildeter Mensch und hatte vielleicht nur zufällig in einer Zeitschrift, die ein Fahrgast liegen gelassen hatte, etwas über Garmisch gelesen. Und da in diesem Augenblick der Wagen an ihrer Haltestelle hielt, sprang sie rasch ab und würdigte den unhöflichen Schaffner keines Blickes. Der aber schaute ihr nach, wie sie mit ihren wunderhübschen Beinen schlank und gewandt durch den Verkehr glitt und in dem Rachen der Untergrundbahn verschwand, aus dem ein dicker Qualm von Menschen herausströmte! „Caesum, non animum mutant, qui trans mare currunt!“ murmelte der Schaffner leise lächelnd vor sich hin, „Alexanderplatz!“ Er war zweifellos ein ganz und gar unmöglicher Schaffner.

Vor dem Hotel Adlon — — Jenny erschien fünf Minuten vor sieben — — hielt bereits das fabelhafte Kabriolett. In der goldblonden Sonne dieses gesegneten Morgens funkelte glänzend der dunkelgrüne Lack der Karosse, das stählerne Schwarz des zusammengelegten Lederverbeds, das gleichende Nickel der Laternen und Schutzstangen. Es sah aus wie der moderne Reiserwagen eines Dollarkönigs und zeigte die ganze, gefaltete, zweckmäßige Pracht eines Behälters, das bei aller Kostbarkeit vornehmsten Stil hatte. Aber es gehörte doch nur dem niedrigen Herrn Doppelmann, der mit seinem gebrechlichen Körper eines alternden Knaben, seiner ewigen Müdigkeit und seinem ramponierten Wagen eigentlich kompromittierend wirken mußte. Am Kühler, dessen rechte Oberseite aufgeschlagen war und die gegliederte Kraft des Motors zeigte, machte sich der hünenhafte Führer zu schaffen, in seiner Livree aus derben, hellbraunen Beinen, mehr Sportsmann, als bezahlter Chauffeur.

Jenny nahte sich ihm und wünschte mit starker Stimme guten Morgen. Der Chauffeur sah auf und lachte, daß seine breiten, weißen Zähne blitzen. Dann nickte er freundlich und meinte, sie sei ja wohl das Fräulein, das — — er könne ihr leider keine Hand geben, er müsse noch rasch eine Kerze auswechseln. Und er zeigte ihr zwischen öligen Fingern eine kleine Schraube. Er hieß Hilke, einen Moment! Und schnell trocknete er die Hände am Pultappen und öffnete den breiten Schlag. Jenny dankte und stieg ein. In diesem Augenblick schlug es sieben Uhr, und es fiel Jenny auf, daß der Portier des Hotels Adlon mit ehrfurchtsvoll gezogener Mütze neben dem Wagenschlag stand und in das Innere der Karosse starrte, obwohl doch außer ihr kein Mensch — —

„Guten Morgen, Fräulein Wichler. Pünktlich — das ist gut!“

Jenny erschrak, daß sie blaß wurde. Woher kam diese Geistesstimme? Da bemerkte sie, daß ein braunes Bündel, das in eine Ecke gestopft war, und das sie für ein gerolltes Kleid gehalten hatte, eine braune Reisemitte abnahm. Darunter

war, grünlich und wels das Gesicht des Herrn Doppelmann, erkennlich.

„Gu—gu—ten Mor—Morgen!“ stammelte Jenny und sank auf den Sitz. Wahrhaftig: dieser Doppelmann war eine unheimliche Erscheinung, eine Art Astralphanomen, das aus allen möglichen Schlupfwinkeln zu einem sprach, ohne daß man seine körperliche Existenz sofort feststellen konnte. Wie wenn — es gab keinen besseren Vergleich — irgendwo ein Grammophon versteckt worden wäre, das jählings zu tönen beginnt. Oder ein Radioapparat, der — man weiß nicht, wo er sich befindet, gräßlicherweise eine Rede eines Reichstagsabgeordneten wiedergibt, und man hat keine Ahnung — —

„Schönes Wetter!“ lobte Herr Doppelmann den Jubel dieses Morgens und rückte noch mehr in seine Ecke, als wolle er in den Schlitz zwischen Wagenrad und Sitzpolster kriechen. Dieses Polster war aus weichen, drapfarbenen Girtsleder, und Jenny hatte das Gefühl, als säße sie auf Glacehandschuhen, die mit Daunen gefüllt waren.

„Lassen Sie sich noch eine Decke egeben!“ fuhr Herr Doppelmann fort. „Nein, nein — folgen Sie mir, es wird auf der Fahrt fürchtbar kalt sein. So ein Auto ist eine Erfindung des Teufels“, greinte er, „aber die Eisenbahn macht mich seetranke. Ja — man hat es nicht leicht! — Silke!“ schrie er gellend, „geben Sie Fräulein Wichler die Pelzjacke! — Und mir den Elektroröhrer für den Rücken!“

Und Hilke, der inzwischen den Kühler wieder geschlossen hatte, brachte eine grünunterfütterte Decke aus Leopardenfell, die er mit der ganzen Galanterie des früheren Gardeunteroffiziers und Siegers auf allen Nachmittagschwüben über Jennys Knie breitete. Dann befestigte er eine nierenförmige Nickelschale hinter dem Rücken des Herrn Doppelmann, stellte den Kontakt her und erklärte, jetzt ginge es los. Herr Doppelmann faltete betend die in dicken, braunen Pelzhandschuhen steckenden Hände, der Portier machte eine letzte Verbeugung, die Supe bellte, und weich rollte der Wagen an, lenkte in eleganten Bogen um und fügte sich mit vornehmer Ruhe in die lange Reihe der Gefährte, die durch das Brandenburger Tor der Charlottenburger Chaussee aufzatreten.

„Was haben Sie in dem Paket?“ fragte Herr Doppelmann und deutete auf die Wegzehrung, die Mama Wichler ihrer Tochter mitgegeben hatte. Es kam Jenny erst in diesem Moment peinlich zum Bewußtsein, daß sie das umfangreiche Paket immer noch fest zwischen den Händen hielt, als müsse sie es vor Räubern schützen. Und es war ganz besonders schamerregend, daß das echte Pergamentpapier durchfettete. Jenny wurde rot wie ein Feuerwerkslampion.

„O — das ist nur — Mama wollte — mein Frühstück —“ Und sie verjuchte das Paket zu verbergen.

„Soviel können Sie frühstücken?“ staunte Herr Doppelmann voll ungläubigen Respekts. „Mir wird vom Anblick schlecht!“

„Das ekelhafte Papier!“ erwiderte Jenny und nahm das Paket wieder auf. Wenn es nun das drapfarbene Girtsleder verdarb. Sie hätte es am liebsten weggeworfen.

„Das Papier auch?“ fragte etwas blöde Herr Doppelmann. „Sie können doch unmöglich auch noch das Papier —?“

„Nein, nein“, protestierte Jenny und hätte am liebsten gelaßt, wenn die Auffassung des Herrn Doppelmann nicht irgendwie unheimlich gewesen wäre. „Das Papier natürlich nicht! — Ja, es ist ja ein bißchen viel aber Mama meinte, auf einer laanen Fahrt — —“

„Ach so!“ verstand Herr Doppelmann merkwürdig rasch, „das soll für die ganze Reise langen — Was ist denn drin?“

„Stullen!“ bekannte Jenny tapfer und sah vor Scham überheblich auf Herrn Doppelmann herab. Bah! Was für denn diesem Gerümpel von Menschen ein, sich über sie lustig zu machen? Es konnte nicht jeder Sekt und Aultern schlemmen Und Kaviar und Hummern. Es gab z. B. Straßenbahn-Schaffner, die waren im kleinen Finger klüger, wie die ganze Familie Doppelmann und wären sicherlich froh gewesen, wenn sie nur eine einzige Stulle von Mama Wichler gehabt hätten. Und ob nun, alles genau bedacht, Herr Doppelmann trotz seinem ersichtlichen Reichtum, seinem Auto und der Möglichkeit, sich alle Genüsse, des Erdballs zu kaufen, so sehr zu beneiden war, stand immerhin in Frage. Was sie, Jenny, persönlich, antraf, so würde sie es sich stark überlegen, ob —

„Was ist denn drauf?“ quengelte Herr Doppelmann mit seiner wehleidigen Stimme in Jennys hochgenimte Meditationen.

„Wie?“ Sie sah ihn verständnislos an.

„Auf den Stullen! Es muß doch was drauf sein!“
 „Weißens ist gar nichts drauf!“ Jenny beschloß, über die Bescheidenheit ihrer Lebensführung keinen Zweifel zu lassen. Denn niemals ist die Armut stolzer, als wenn sie sich unbewußt vor dem Reichtum verbeugt, und wir wollen uns kein K für ein U vormachen: Ein bißchen neidisch war Jenny doch auf Herrn Doppelmann. Besonders, weil der Wagen so wundervoll federte.

„Gar nichts? Das ist wenig!“ stellte Herr Doppelmann fest.

„O bitte — das ist mir das Liebste!“ verteidigte Jenny eine frugale Ernährungsweise. „Aber heute!“ sie reckte sich, die Nase in der Luft, daß Herr Doppelmann das winzige Leberfleischchen unterm Kinn hätte bemerken können, wenn er für derartiges überhaupt einen Blick übrig gehabt hätte. „Heute ist Zervelatwurst drauf! Jawohl!“

„Zervelatwurst!“ wimmerte Herr Doppelmann, und er schien Tränen zu unterdrücken. „Zervelatwurst! Die habe ich seit über 30 Jahren nicht mehr gegessen!“

„Kunststück! Ihnen fliegen ja gebratene Tauben in den Mund!“

„Gebratenes vertrage ich ja noch weniger. Nein — ich darf nur noch ein bißchen Zwieback essen — in Milch geweicht. Und mittags einen gekochten Hühnerflügel mit ganz wenig Bouillonreis. Sonst bin ich wochenlang krank!“

„Nein???“ Jenny war erschüttert. Sie sah voll Mitleid auf den Knopf an Herrn Doppelmanns Mütze herunter. Armer Kerl! Nur Zwieback, Milch, Hühnerflügel. Nun ja, deswegen sah er ja auch so im Kreise zurückgesetzt aus. Was nutzte ihm da all sein Geld, sein Auto, seine Dienerschaft, die Villa in Garmisch, wenn er nicht mal Zervelatwurst essen durfte oder eine gebratene Taube.

„Das tut mir aber leid!“, setzte sie leise hinzu und versteckte ihr handfestes Paket in der Tasche am Wagenschlag. Aber Herr Doppelmann hörte sie gar nicht mehr. Er war, übermüdet durch das lange Gespräch, und die fühlbar gewordene Ermüdung, Zervelatwurst zu essen, in seinen gewöhnlichen Zustand weltentrückter Letargie versunken.

Nun ist es eigentlich schade, daß es uns nicht gegeben ist, Idrisch zu sein, ein Mangel, den wir schon oft beklagt haben, und der im Verlaufe dieser Erzählung wiederholt merkbar werden wird. Sonst könnten wir ellenlang berichten, von Gleiten und Wiegen über staubweiße Landstraßen in breiten, leuchtenden Flüssen, von Sonne, vorbei an rumpelnden Lastautos, unbotmäßig fahrenden Bauerngeschirren, deren Pferde manchmal Reverenz machten, wenn der Maybach mit 130 Kilometer an ihnen vorbeiblickte, Qualm und Staub hinter sich. Wir könnten schwärmen von lausfrischen, harzduftenden Wäldern, von funkelnden Seen, von friedlichen Dörfern, in denen geärgerte Gänseriche das Auto größtenteils anzielen, Köter in Rasenwut hinterdreinbellten, Zugochsen geruhlos wotteten, während der Knecht das Waggeschick in den Händen, mit offenem Maul auf das laufende Wunder glockte. Er hätte auch von hämischen Schranken an Bahnübergängen, die sich immer erst ganz kurz vor der Ueberquerung senkten, daß der Maybach leise zitternd stoppte und ohne Rücksicht auf seine Herrennatur warten mußte, bis ein endloser Güterzug oder ein jähraubender Expresz defilirt war. Und wir müßten viel Zeit und Romantik darauf verwenden, die Eindrücke zu schildern, die unsere liebliche Heldin von dieser Fahrt bekam, in der ihre ganze jauchzende Jugend dahinströmte und verneinte mit dem Zeigefinger auf Horizonte tippen zu können. Wir müßten uns wirklich anstrengen, um die ganze Poesie der Maschine darzutun, wie sie im Grunde genommen ist, das durch eine lodende Welt laßt.

Was wir aber nicht vergessen dürfen, ist die Tatsache, daß Jenny ihr Stullenpaket nicht öffnete und aus Rücksicht für Herrn Doppelmann Huhn mit Reis in dem Wirtshaus bestellte, wo sie zu Mittag rasteten. Und daß man in dem Gasthof der Kleinen, behaglichen Stadt, wo man im Interesse der Uebermüdung des Maybachbesizers übernachten mußte, Fräulein Jenny für die Tochter des Herrn Doppelmann hielt und ihr das allerbeste Zimmer mit einem echten Himmelbett einräumte. Und ganz besonders muß erwähnt werden, daß Herr Doppelmann nach einem Glase süßer Sahne ins Bett kroch, während Jenny durch die engen winkligen Straßen träumte, über denen der Mond silberblaue Märchen raunte, die junge Burchen den Wädeln in dunklen Ecken wiedererzählten. Und daß schließlich Herr Sillich auf der Bank vor dem Gasthof wartete, bis Fräulein Jenny zurückkehrte und ihr mit bedeutender Ehr-

furcht Gute Nacht wünschte, nachdem er ganz beiläufig, aber nicht ohne Gefühlsausbruch bemerkt hatte, daß es eigentlich doch wunderschön sein müßte, in solchen Gassen unter einem solchen Mond mit seinem Schatz zu wandeln. Er sagte tatsächlich „wandeln“, der Teufel weiß, woher er diesen für einen Chauffeur lächerlich langsamen Ausdruck hatte. Aber Fräulein Jenny meinte, allein „wandeln“ es sich eigentlich auch nicht schlecht, und im übrigen erwiderte sie den Gute-Nacht-Wunsch freundlich lächelnd.

4.

Die Villa des Herrn Doppelmann in Garmisch führte den Namen „Das weiße Haus“, womit weniger an eine Konkurrenz zu der Wohnung des amerikanischen Präsidenten in Washington gedacht war, als vielmehr eine besonders schlichte, aber treffende Bezeichnung gefunden werden sollte. Und in der That der entzückende Bau im Stil der englischen Hochrenaissance wirkte auf dem Hintergrunde grüner Waldungen, inmitten eines herrlichen Parkes und mit dem Blick auf üppige, englische Rasenflächen nicht anders als weiß schön. Es ruhte in den Brächten einer beinahe südlichen Landschaft voll heroischer Klänge wie das Chateau einer sehr vornehmen Dame mit gallantem Allüren, einer Lady und einer Pompadour zugleich, einer Frau mit weichen, weißen Händen, herrischer Augen und über jedes Alter erhabener Distinktion. Man konnte sich gut denken, daß diese fingierte Dame in knappem Reittkleid einen braunen Hunter bestieg, den vor der breiten, geschweiften Freitreppe ein Piqueur auf- und abgeführt hatte, während drei Barjois auf die Herrin warteten. Man konnte sich auch vorstellen, daß diese Dame in funkelndem Festgewande an Arme eines unwahrscheinlich vornehmen Herrn durch die Alleen des Parkes schritt, die in buntem Licht erglöhnten. Und schließlich war zu fabeln, daß ganz leise ein junger, fecker Burich das Risiko eines Genickbruches auf sich nahm, wenn er in entsprechender Nacht an der Gartenfront des Hauses emporkletterte auf den Stufen der schmalen Leiter, die bis zur Veranda führte, hinter der intimere Gemächer waren. Und der am Morgen, den Blick noch trunken, den gefährlichen Weg zurücknahm, in eilenden Sprüngen über den Rasen setzte bis an das eiserne Gitter und es rasch überkletterte, während oben hinter der Veranda zwischen den Schwingen eines seidenen Vorhangs eine Fußhand ihm nachflatterte. Das alles konnte man ohne große Erfindungsgabe in das „Weiße Haus“ hineinbeibringen.

Wir brauchen aber nicht zu versichern, daß in der Familie Doppelmann von allem nichts geschah, daß es dort weder braune Hunter, noch Barjois, noch nächtliche Gartenfeste, noch gar Ruffhände von den Lippen einer Lady gab. Schließlich war Herr Doppelmann immer müde und magenkrank, und seine Frau linksseitig schlecht ausbalanciert. Das einzige, was an eine etwas chevalereske Note erinnerte, waren zwei rehsarbene Windspiele, die man einmal Herrn Doppelmann in Sanssouci als garantiert echte Nachfahren der berühmten Vögel angekauft hatte, die Friedrich der Große immer mehr lieb gewann, je mehr er die Menichen kennen lernte.

Als das Auto mit Herrn Doppelmann und Fräulein Jenny vor der Villa vorfuhr, war Herr Percival Doppelmann, der einzige Nachkomme seines Papas, ein gut gewachsener junger Mann, der sich bemühte, Haltung und Gebärden des englischen Clubmanns nachzuahmen, damit beschäftigt, die Windspiele zur Aufführung raffiniert versteckter Gegenstände zu veranlassen, mit dem Erlola, daß diese etwas divergierender Tiere alles mögliche herbeischleppten, nur nicht das, was man von ihrem Spürsinn erwartete. Herr Percival machte durch englische Flüche, die er unter der kurzen Stummelpfeife türschte, aus seiner Verachtung kein Geß und wollte sich eben durch wohlgezielte Tritte von den „damned dogs“ befreien, als er die bekannte Hupe hörte und bald darauf das Auto durch das Gittertor einfahren sah. Er schlenderte ihm, die Hände in den Taschen der weißen Flanellhose, entgegen und rief mit gedämpfter Freude: „Hallo, old man!“, womit er seiner Ehrfurcht gegenüber seinem Erzeuger hinreichend Ausdruck verliehen zu haben glaubte. Da sah er Jenny, und bald spaltete ein erfreutes Grinsen seine etwas zu glattrasierten Züge. Er öffnete rasch den Wagen und half Jenny ritterlich beim Aussteigen. Dann wendete er sich an den Papa, der stöhnend herausgeklettert w

(Fortsetzung folgt.)

Wie feiern die Deutschen Weihnachten

Weihnachten kann man mit tiefstem und schönstem Recht als das Fest der Familie bezeichnen. Kein anderer Feiertag vereint die Familienmitglieder in solcher Harmonie und Liebe wie die Christnacht. Doppelt froh und beglückt in dieser Zeit der Irrungen und Wirrungen, die ihre Schatten so oft in das Familienleben wirft, wird in diesen Tagen das Band der Familie inniger und fester, und wo die Liebe auch im Alltag nicht müde wurde, nun strahlt sie erst recht in heller Flamme und dort, wo sie arm ward und müde in den Sorgen des Daseins, schleicht sie wieder in die Herzen der Menschen, naht sie sich ihnen im Schein der Lichter, in den Klängen der Weihnachtslieder, im Duft des Tannenbaumes. Man kann Weihnachten auch ein Volksfest nennen, aber kein Volksfest auf sonnigen Wiesen mit Karussells und Würfelbuden, sondern ein Volksfest im häuslichen Kreise, in den Kirchen, in den Herzen der Menschen. Weihnachten ist nicht nur ein kirchliches Fest, längst ist es verwurzelt im Volksleben, und auch der Mensch, den es nie in die stillen Kirchen trieb, der seinen Gottesdienst vielleicht nur drauhen im Walde, in der Einsamkeit der Natur abzuhalten pflegte, nach seiner Art, am Christabend wird doch eine Sehnsucht in ihm wach, dort auf einer der Bänke zu sitzen, unter der hohen Kuppel des Domes, eine gläubige Seele unter vielen anderen, die Botschaft zu hören von der Kanzel, aus den Akkorden der Orgel: „Christ ist erstanden!“

Wie leuchtet die Liebe weithin um Weihnachten, wie hebt Wochen vorher das liebevolle Vorbereiten der Festtage und wie lange bleibt nachher der weihnachtliche Schimmer in unserem Dasein? Jene Weihe, die in der Nacht vom 24. zum 25. Dezember im Familienkreise zu spüren ist, jenes stille Beglücken und Zueinanderstehen, dieses Sichfinden der Herzen am weihnachtlich geschmückten Tisch, im Singen der Lieder, im Beschenken mit kleinen, liebevoll ausgewählten Dingen, sollte nicht nur über die Festtage währen, sondern auch lange, lange im Alltag nachleuchten.

Weihnachten ist die Familie unter sich. Da kommen von fern die Söhne und Töchter in das Elternhaus. Da treibt es den Ruhelosen zurück in die Arme der Mutter und der in fremdem Lande Weilende kauft sich ein Weihnachtsbäumchen, wenn er nicht heim kann, schmückt in stiller Stube das Bäumchen mit Silber und Lichtern, packt mit zitternden Händen das Paket der Mutter aus und ist daheim — im Geist, sitzt in der Kirche wie einst als Knabe, sitzt daheim bei Karpfen, dem traditionellen Weihnachtsgericht seiner Familie und lauscht auf das Klingelzeichen des Vaters, der bereits aufgestanden ist und im Nebenzimmer hantiert, das vierzehn Tage abgeschlossen war, weil der Weihnachtsmann dort die Gaben aufbauen mußte.

Der Weihnachtsmann geht um in diesen Tagen. Er stapft Paketebeladen durch die Straßen, verschwindet hinter sorgfältig abgeriegelten Türen, hält Zwiegespräche mit der Mutter, mit dem Vater und beugt sich nachts über den kleinen Liebling der Mutter, der in seinem Bettchen schläft und gerade von ihm träumt. Die Großen wissen es längst, daß der Weihnachtsmann leider nur ein Phantasiegebilde ist, daß man selbst Weihnachtsmann spielen muß und dies leider nicht immer so kann, wie man möchte, weil der Geldbeutel so sehr kleiner ist als der ganze Saft unserer Wünsche. Aber die Hausfrau und Mutter weiß es auch, daß der Weihnachtsmann im Herzen wohnt, daß die Liebe die köstlichsten Geschenke zu vergeben hat. Liebe gehört auf den Weihnachtstisch, ist das schönste Geschenk. Liebe in der Familie, zwischen Kind und Eltern, zwischen den Gatten, den Geschwistern. Ist denn alles, alles so, wie es sein sollte? Fragt euch doch einmal in den Pausen der Arbeit, der Erwerbsjagd, der Sorgen für das tägliche Brot, für Kleidung und andere Dinge, die wir brauchen, ist alles so, wie es sein sollte zwischen Gatten, in der Familie zwischen Kind und Eltern? Die erwachsene, berufstätige Tochter denke darüber nach, die Mutter, die mit ihrem Kinde so oft Meinungsverschiedenheiten hat, die sich nicht zurechtfinden kann in den Ansichten der modernen Zeit, der Vater, der nur an seine Geschäfte denkt und immer murrzt, wenn die Hausfrau wieder um Wirtschaftsgeld bitten muß, alle sollen sie nachdenken, nun das Licht von den Tannenbäumen und es nach Weihnachten duftet. Jetzt geht es auf ein herrlich friedliches und Harmonie im häuslichen Kreise, jetzt geht kein Streit um das Wirtschaftsgeld, da die Ausgaben größer geworden sind, alles ist so selbstverständlich aus dem Herzen kommt. Das muß gekauft werden! Es muß Kuchen gebacken werden, Pfeffer-

kuchen, Stollen. Der Baumschmuck muß erneuert werden. Für die Festtage sind Leckerbissen einzukaufen. Karpfen, Gans oder Gase. Die Tochter arbeitet, nachdem sie acht Stunden im Büro verbracht hat, nun abends noch im Haushalt mit, nimmt der Mutter kleine Besorgungen ab. Es ist ja alles so selbstverständlich. Auf einmal ist das alles, was sonst Zank und Meinungsverschiedenheiten auslöste, so leicht zu verstehen, denn es ist ja Weihnachten!

In allen Bestrebungen zur Erneuerung des Familienlebens ist das Weihnachtsfest der rechte Zeitpunkt, verlorene oder verwehte Familienbände wieder aufzunehmen, die Harmonie zwischen den einzelnen Familienmitgliedern, die vielleicht im Jahre über zu leiden hatte, wieder herzustellen. Denn in diesen Tagen gibt es plötzlich keinen Rechts- und Machtstandpunkt zwischen den Gatten und den Kindern. Keiner sagt: „Ich will es so!“ Man hat nach den Wünschen des Nächsten geforscht und sieht sich selbst beschenkt von anderen, als hätten sie unsere geheimsten Herzenswünsche erkannt. Es ist nicht der äußere Wert dieser Geschenke, was uns so erfreut, sondern die Wahl des Geschenkes, die Art, es uns zu geben.

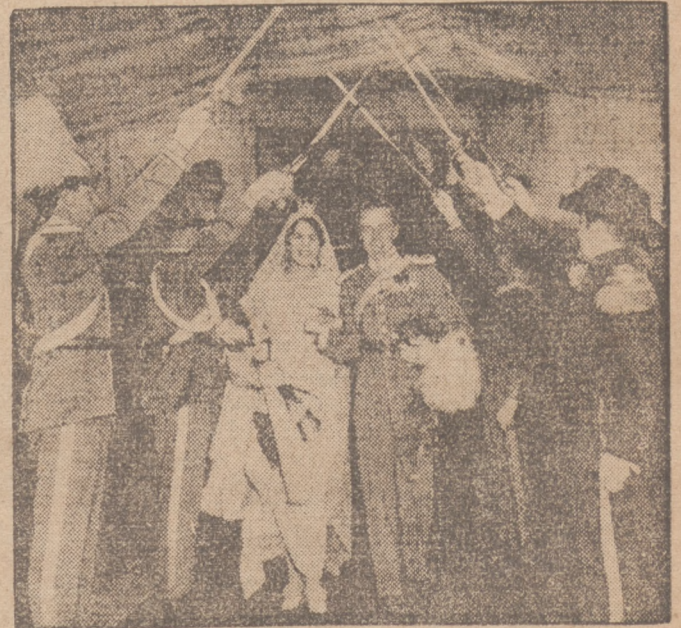
„Du hast doch an mich gedacht!“ denkt vielleicht mancher, der schon an der Liebe des anderen zu zweifeln Grund zu haben glaubte. „Und wie lieb du an mich gedacht hast. Gerade das habe ich mir gewünscht!“

Das sind kleine Lichtstrahlen unter dem Tannenbaum, kleine Brücken von Mensch zu Mensch, Brücken, die die Liebe baut.

Wenn der Christbaum strahlt, und die Kinder alte Weihnachtslieder singen, hält die Liebe Einzug in das Herz. Erinnerungen der Kindheit tauchen auf, und alle werden selbst wieder Kinder mit aller Innigkeit des Empfindens.

Jede Familie hat ihre besonderen Weihnachtstraditionen. Hier gibt es seit Jahren Karpfen am Heiligen Abend oder Gänselein, undenkbar, daß man etwas anderes auf den Tisch bringen könnte. So hat schon Großvater Weihnachten eingeleitet: mit gutem Karpfen!

Daß die Weihnachtstage rechte Feiertage werden, dafür hat die Hausfrau ja schon Wochen vorher gesorgt, aber daß dieser weihnachtliche Schimmer nicht zu rasch vergeht, wenn die Lichter am Baum erlöschen und der Alltag wieder beginnt, diese Harmonie im Familienkreise zu erhalten, muß im Willen der Einzelnen Wurzel fassen, in der Erkenntnis, die ihm aufdämmerte im Licht des Christbaumes.



Hochzeit eines Schwedenprinzen in Amerika

Mit großem Pomp feierte Graf Bernadotte, ein Neffe des Königs von Schweden, seine Hochzeit mit der schönen und reichen Amerikanerin Estelle Manville. An der Feier, die auf dem Lande der Familie Manville stattfand, nahm auch der Sohn des schwedischen Kronprinzen als Brautführer teil. — Das junge Paar beim Verlassen der Kirche; schwedische Offiziere — Kameraden des Bräutigams — bilden mit ihren Degen einen Ehren-